

»Francis« statt »François«; S. 256 »Nicolaus« statt »Niccolo«; S. 259 »Matrimonia que« statt »Matrimonia quae«; S. 269 »27 organische Artikel« statt »77 organische Artikel«; S. 297 »mainzi érsek« statt »mainzi püspök« (Gergely weiß offenbar nicht, daß Mainz seit 1801 nicht mehr Metropolitansitz ist); S. 315 »papabili« statt »papabile«; S. 320 »Divino afflatu« statt »Divino afflante Spiritu«; S. 325 »L'évangile et l'église« statt »L'évangile et l'église«; S. 344 »N.S.G.O.« statt »N.S.G. CH.«; ebd. »Piono« statt »Piano«; S. 346 »kölni« statt »müncheni« (dem Verf. ist nicht bekannt, daß Faulhaber Erzbischof von München und nicht von Köln war); S. 438 »Trient 1903« statt »Trier 1903«.

Auch diese Mängel liefern den Beweis: der Autor mischt sich in ein Fach ein, das nicht sein eigenes ist, das er nur oberflächlich kennt und auch nur flüchtig darstellt. Traurig, daß er für sein Buch den Niveaupreis bekam und noch trauriger ist es, daß sein Werk nach seiner eigenen Bekundung in einigen ungarischen Seminarien als Lehrbuch eingeführt wurde! Arme Kirchengeschichtswissenschaft, arme ungarische Kirche!

Gabriel Adrányi

Bonn

FRÜHGESCHICHTE UND MITTELALTER

Jakabffy, Imre: *A Közép-Duna-Medence régészeti bibliográfiája 1967—1977* [Archäologische Bibliographie des Mitteldonaubeckens 1967—1977]. Budapest: Akad. Kiadó 1981. 376 S.

»Banner-Jakabffy« ist schon längst ein fester Begriff für Archäologen und Frühmittelalterforscher geworden. Nach dem Tode von János Banner setzt sein Mitarbeiter Imre Jakabffy die Arbeit und die Tradition fort. 1954 ist der erste Band erschienen, nunmehr liegt der vierte vor. Das bewährte System ist größtenteils beibehalten worden. Inhaltsverzeichnis, Vorwort, Kapitel- und Abschnittstitel sind viersprachig: ungarisch, deutsch, französisch und russisch. So können auch die des Ungarischen nicht kundigen Fachleute die Bibliographie benutzen. Im Vorwort bespricht und begründet Jakabffy die geringfügige Änderung der Gliederung des Materials. Eine amüsante, aber — leider — nützliche Erweiterung bedeutet im V. Kapitel »Urgeschichte der Ungarn« der Abschnitt »Urgeschichtliche Kuriositäten«, der selbstverständlich auch die »Kritik der urgeschichtlichen Kuriositäten« enthält. Die Bibliographie, in der fast 8400 Titel der internationalen Fachliteratur erfaßt worden sind, wird ein unentbehrliches Werkzeug der Forschung sein.

Thomas von Bogyay

München

Burger, Alice Sz.: *Das spätrömische Gräberfeld von Somogyszil*. Budapest: Akad. Kiadó 1979 = *Fontes Archaeologici Hungariae*.

Das 1964 bis 1968 von B. Draveczy ausgegrabene und von Burger publizierte Gräberfeld südlich von Somogyszil, Kreis Kaposvár (südl. des Plattensees) umfaßt 148 Gräber (davon 145 Skelettgräber) mit 151, fast ausschließ-

lich in Rückenstrecklage befindlichen und Ost-West bzw. NO-SW orientierten Skeletten (34 Männer, 63 Frauen, 40 Kinder, 15 unbestimmbar). In 55 dieser Gräber fanden sich 304 zwischen 313 und 375 geprägte Münzen Vespasians. Von den Münzen her (mit deren Hilfe die Verfasserin u. a. Gläser und Keramik datiert) ist zu vermuten, daß das ab etwa 313 und bis nach 375 (vielleicht auch noch um 400) belegte Gräberfeld zu einer im 4. Jh. bestehenden bzw. entstandenen (frühere Zeugnisse fehlen) Siedlung (nicht ergraben, aber festgestellt) gehört. Diese wohl ländliche Siedlung im Grenzbereich der römischen Provinzen Pannonien I und Valeria, die seit 374 (Einfall der Quaden und Sarmaten) von den Stürmen der »Völkerwanderungszeit« heimgesucht wurden, fügt sich insofern gut in den allgemeinen archäologischen Befund (dazu vgl. Lengyel A., Radan G. [Hrg.], *The Archeology of Roman Pannonia*. Savaria 1980) ein, als man in allen Provinzen der Römer in Pannonien aus der Zeit nach 375 nur noch wenige und aus der Zeit nach 395 fast gar keine Münzen mehr fand (zu den politischen Verhältnissen in Pannonien im 4. Jh. sei verwiesen auf A. Mocsy, Pauly-Wissowa RE Suppl. 12, S. 571 ff; ders. *Pannonia and Upper Moesia*. 1974, S. 399 ff). Da die u. a. durch Erforschung weiterer Gräberfelder ausgewiesene Verfasserin noch eine komplexere Untersuchung plant, läßt sie die Fragen, woher und wie die Bevölkerung des Gräberfeldes (sind es in Pannonien angesiedelte Barbaren? — vgl. Mocsy, a. O., S. 713 f.) hierher kam, unbeantwortet. Die mit zahlreichen Abb. und Tafeln (leider zu wenig Münzabb.) ausgestattete, auch für Nichtspezialisten lehrreiche Publikation enthält neben der allgemeinen Darstellung des Befundes die Beschreibung der 148 Gräber (relativ reich Nr. 34, 52 mit Silberschmuck — und 69), sowie Indices der Fundgegenstände.

Adolf Lippold

Regensburg

Diószegi, Vilmos: *A pogány magyarok hitvilága* [Glaubenswelt der heidnischen Ungarn]. Budapest: Akad. Kiadó. 2. Aufl. 1978. 142 S., 41 Abb. auf Taf.

Es ist recht erfreulich, daß diese ausgezeichnete, allerdings für einen breiten Leserkreis bestimmte Synthese des früh verstorbenen hervorragenden Forschers in einer unveränderten zweiten Auflage wieder erschienen ist. Es handelt sich um eine überaus reiche Materialsammlung der Vergleichenden Ethnologie. Im Vordergrund stehen die Ergebnisse der modernen folkloristischen Forschung. Sie reichen freilich nicht aus, irgendwelche »ungarische Urreligion« zu rekonstruieren. Hervorzuheben sind die reiche Bibliographie und die Abbildungen, darunter mehrere Karten, welche die eurasischen Zusammenhänge veranschaulichen.

Thomas von Bogyay

München

Hervay, Ferenc: *Die Geschwister der heiligen Hedwig in Ungarn*; in: Archiv für Schlesische Kirchengeschichte 40 (1982) S. 223—240.

Seit 1967 werden die Ruinen des im Jahre 1184 von König Béla III. gegründeten und 1526 von den Türken zerstörten Zisterzienserklosters Pilis von

ungarischen Archäologen erforscht. Die Ausgrabungen förderten u. a. auch Bruchstücke des Grabmals der Königin Gertrud zutage, die nach ihrer Ermordung — wohl der einzige Königinnenmord in der ungarischen Geschichte — am 28. September 1213 dort bestattet wurde. Der Verf., Historiker und Ordinarium an der Universität Budapest, faßt in seinem Aufsatz alle neuen und alten Forschungsergebnisse des ungarischen Königsdramas (das 1816 von József Katona geschriebene Trauerspiel »Bánk bán« ist heute noch das ungarische Nationaldrama schlechthin) zusammen: um 1200 heiratete der ehrgeizige Prinz Andreas, Herrscher über Kroatien, Dalmatien und Rama (das Land zwischen Serbien und Bosnien), der seinem älteren Bruder König Emmerich die Herrschaft streitig machte, aus politischen Gründen die Tochter Bertholds, des Grafen von Andechs und Herzogs von Meran. Diese war eine Schwester der Herzogin von Schlesien, Hedwig, die später heiliggesprochen wurde. Als 1204 Andreas nach dem Tode seines Bruders und dessen Sohnes Ladislaus, des eigentlichen Thronfolgers, die Herrschaft antrat, zog mit Gertrud, einer ebenso herrschsüchtigen wie verschwenderischen Frau, eine deutsche Hofhaltung an den ungarischen Königshof. 1208 wurde der deutsche König, Philipp der Schwabe, im Hause des Bischofs von Bamberg, Ekbert, ermordet. Ekbert wurde zusammen mit seinen Brüdern Berthold und Heinrich, dem Markgrafen von Istrien, der Mitwisserschaft beschuldigt. So flohen sie alle nach Ungarn, wo sie bei ihrer Schwester, der Königin Gertrud, Zuflucht fanden. Sie erhielten große Schenkungen. Berthold — obwohl noch zu jung und ungebildet — wurde sogar auf Drängen des Königshofes Erzbischof von Kalocsa (1206 bis 1218, nachher Patriarch von Aquileja). 1213 fiel Gertrud, inzwischen Mutter der später kanonisierten Elisabeth von Thüringen, einer politischen Verschwörung zum Opfer, deren Hintergründe und Details heute noch ungeklärt sind.

Der Verf. will die Darstellung kurz halten, deswegen sind einige Hinweise nur flüchtig. So z. B. die Rolle der Königin bzw. Bertholds hinsichtlich der Belehnung des Deutschritterordens mit dem Burzenlande, denn diese ist erwiesen. Ebenfalls verdienten die Schenkungen Ekberts in der Zips an der Hohen Tatra größere Aufmerksamkeit, denn neue Forschungen scheinen den Beweis zu erbringen, daß die ersten deutschen Siedlungen in der Zips aus der Diözese Bamberg — wohl unter Leitung von Ekbert — entstanden. Stellt man einen engeren Zusammenhang zwischen Berthold und dem Deutschritterorden im Burzenlande her, so werden die in der Urkunde von 1214 genannten Feinde des Reiches auch nicht »Gubaten« (»contra Gubatos«, diese sind völlig unbekannt), sondern richtig »Kumanen« (so dann »contra cumanos«) verstanden.

Gabriel Adriányi

Königswinter

Kristó, Gyula: *Az aranybullák évszázada* [Das Jahrhundert der Goldenen Bullen]. 2. Aufl. Budapest: Gondolat 1981. 251 S.

Dieses Buch verfolgt den Zerfall des Staates der Könige aus dem Hause Árpád und endet 1308 mit der Thronbesteigung Karl Roberts, des ersten Anjou-Königs Ungarns.

Das Werk beginnt mit einer kurzen »Einführung«, die die Wahl des Titels begründet: obzwar die zwei Goldenen Bullen des Königs Andreas II. von 1222 bzw. 1231 nicht als die vorwiegend bestimmenden Faktoren der geschichtlichen

Entwicklung anzusehen sind, weisen sie gleichwohl inhaltlich auf die politischen bzw. sozialen, im 13. Jh. erfolgten, letztlich volkswirtschaftlich bedingten Änderungen in Ungarn hin.

Das erste Kapitel (»Europa im 13. Jahrhundert«) schildert die damalige allgemeine politische Lage Europas zur Erleichterung des Verständnisses der Entwicklung in Ungarn.

Das zweite Kapitel (»Kampfhandlungen verschiedener Gruppierungen von Oligarchen untereinander in den ersten Dezennien des 13. Jhs.«) schildert die Kämpfe zwischen »ad hoc« Gruppierungen der ungarischen Herrschicht und die dahinterstehenden Gründe.

Die unbesonnene Versenkung ganzer Komitate und zahlreicher königlicher Güter, der bereits in Vergessenheit geratene, jedoch wiederaufgenommene Brauch der Einrichtung des »Ducatus« (Herzogtum), wo der König dem von ihm eingesetzten Herzog (dux), seinem Sohn, auf dem ihm anvertrauten Landesteil die volle königliche Macht übergab, trugen dazu bei, die Macht des Königs zu schwächen und diejenige der unbotmäßigen Territorialherren zu stärken. Diese Entwicklung setzte kaum merklich bereits am Ende der Regierungszeit Bélas III. (1172—1199) ein, um dann unter seinen Söhnen Imre/Emerich (1106—1204) und Andreas II. (1205—1235) gefährliche Ausmaße zu erreichen. Die sich andauernd befehdenden und sich fortwährend ändernden Oligarchengruppen zerrütteten das Land.

Ein Artikel der Goldenen Bulle von 1222, der die Versenkung von ganzen Komitaten und hoher Würden auf Lebzeiten verbietet, zeigt klar, wie weit das Übel gediehen war. Der König und sein Sohn, der Herzog, die miteinander nicht nur in Streit waren, sondern auch gegeneinander oft Krieg führten, multiplizierten die Zahl der versenkten Güter, um mehr Anhänger zu gewinnen. Der Verf. beschreibt und charakterisiert die verschiedenen Verschwörergruppen, deren eine die Gemahlin von König Andreas, die aus Deutschland stammende Königin Gertrud, ermordete. Die trostlose Lage des Landes nach der Rückkehr des Königs 1218 von seinem Kreuzzug wird anhand seines Schreibens an Papst Honorius III. geschildert.

Die Versuche von König Andreas, die finanzielle Lage durch Einführung von Steuern, Zöllen, Geldverschlechterung, Verpachtung des Königlichen Salzkammergutes usw. zu verbessern, schlugen fehl, eigentlich deshalb, weil das Land zur Einführung der auf Regalien-Abgaben beruhenden Geldwirtschaft in seiner Gesamtstruktur noch nicht reif genug war. König Andreas nannte die Gesamtheit seiner Wirtschaftsreformen »Novus Status«; auf Drängen des Landes mußte er 1222 zur vorigen Wirtschaftsordnung (ad priorem statum) zurückkehren.

Das dritte Kapitel (»Die Goldenen Bullen der Zeit Andreas II.«) hat folgenden Inhalt: Die später in der ungarischen Verfassungsgeschichte eine große Rolle spielende Goldene Bulle (1222) verdankt ihre Entstehung den stürmischen Forderungen einiger unzufriedener Herren des Hochadels, besonders aber der rebellierenden Massenversammlung kleiner freien Leute, damals »servientes« genannt, die sich von unbotmäßigen Territorialpotentaten unterdrückt fühlten; Rechte, die ihnen die Bulle gewährte, wurden später die Grundrechte des kleineren und mittleren Adels, z. B.: Steuerfreiheit, Kriegsdienst grundsätzlich nur zur Verteidigung des Vaterlandes, bei einem Angriffskrieg des Königs nur gegen Entgelt. Im Interesse der Zügelung der rechtsbrüchigen Oligarchen verpflichtete sich der König, Versenkungen ganzer Komitate und Vergabung von hohen Würden auf Lebzeiten zu unterlassen. Den Kirchenleuten verbietet die Bulle das ihnen von den landwirtschaftlichen Produzenten zukommende Zehntel in Geld einzukassieren und gestattet ihnen, es nur »in natura« for-

dern zu können. Es sei nur noch auf den berühmten Artikel 31 hingewiesen, in dem das Widerstandsrecht des Adels gegen einen die Bestimmungen der Bulle verletzenden König verankert wird. Die meisten Bestimmungen blieben jedoch nur auf dem Papier; der König verschenkte weiter Komitate und riesige Güter. Bereits 1225 mußte Andreas II. seinem Sohn Béla, dem »Herzog«, dem »Jungen König« (so hieß er, weil er schon zu Lebzeiten des Vaters gekrönt wurde), den Auftrag geben, die Rückgabe der unrechtmäßig verschenkten Güter zu betreiben. Vergeblich nahm Béla zahlreiche Güter zurück; König Andreas verschenkte sie wieder. Papst Gregor IX — besorgt wegen der Lage der Kirche und wegen der Begebenheiten in Ungarn — richtete ein energisches Schreiben an den Erzbischof von Gran; das Ergebnis war 1231 die Erneuerung der Goldenen Bulle von 1222, mit einigen Änderungen: zum einen wurde den Kirchenleuten gestattet, ihr Zehntel auch in Geld einzutreiben, zum anderen verfügte der Artikel 31 der neuen Bulle nicht das Widerstandsrecht des Adels, sondern das Exkommunizierungsrecht der Kirche dem König gegenüber. Um diese Zeit verschlechterte sich auch die außenpolitische Lage Ungarns: Infolge der Zwistigkeiten mit dem Heiligen Stuhl wurden 1234 König Andreas und Ungarn mit dem kirchlichen Bann belegt. Trotzdem ehelichte der König nach dem Tod seiner zweiten Gemahlin die junge Beatrice, Tochter des italienischen Markgrafen von Este; kurz darauf verstarb er 1235, seine Frau in guter Hoffnung hinterlassend. Man munkelte, er wäre gar nicht der Vater des nachgeborenen Kindes gewesen, das den Namen István erhielt, sondern der Reichspalatin Dénes, mit dem Königin Beatrice ein Verhältnis hatte. Das lehrreiche Kapitel ist zügig und spannend geschrieben.

Das vierte Kapitel führt den Titel: »Der Tatarensturm und seine Folgen«. Am Anfang schildert der Verf. die abenteuerlichen Reisen mehrerer Dominikaner, die die Urheimat der alten Ungarn (»Magna Hungaria« an der Wolga) aufsuchen wollten; einer von ihnen, Frater Julian, erreichte tatsächlich die dort zurückgebliebenen Stammesbrüder; er kam 1237 zurück, schrieb dem Papst einen ausführlichen Bericht, in dem er mitteilte, daß die Tataren nach Unterwerfung und teilweiser Ausrottung der Völkerschaften der »Magna Hungaria« nach Westen vordringen und das Königreich Ungarn bedrohen würden. Inzwischen verfügte Béla IV. die Wiederaufnahme der 1231 eingestellten Rückgabe der unrechtmäßig verschenkten Güter. Die Oligarchen widersetzten sich, stifteten Unruhen trotz des sich nähernden Tatarenheeres. König Béla hoffte, durch den Zuzug der vor den Tataren flüchtenden etwa 30.000 Kumanen unter der Führung von Kötöny, endlich eine verlässliche Streitmacht gegen die Tataren zu bekommen. Doch Kötöny wurde in Pest von einer aufgewiegelten Menschenmenge ermordet. Daraufhin kam es zu Metzeleien zwischen Ungarn und Kumanen, während die Tataren immer näher rückten; der König, mit seinem ungenügend ausgerüsteten Heer von den Großen des Reiches im Stich gelassen, wurde entscheidend geschlagen, sein Heer vollständig aufgerieben; er mußte bis zur Insel Trau (Trogir) in Dalmatien fliehen. Der Verf. schildert eindrucksvoll den Tatarensturm, verbunden mit Zitaten aus den Erzählungen der Augenzeugen: Probst Thomas von Spalato und Rogerius, Kanonikus in Großwardein; erschütternd sind auch die Zeilen aus dem Schreiben des Königs an den Papst über die Verwüstung des Landes. Fortsetzend werden die politischen bzw. wirtschaftlichen Folgen der Zerstörung und des Wiederaufbaues beschrieben.

Das fünfte Kapitel führt den Titel: »Gesellschaftliche Veränderungen, innenpolitische Zwistigkeiten der Zeit der Könige Béla IV. und István Stefan V.« Zunächst stellt der Verf. fest, daß die zahlreichen nach dem Tatarensturm errichteten Festungsburgen sich bald in Räuberburgen verwandelten, deren

Herren die umliegende Landschaft unsicher machten. Dann fährt er fort zu erklären, wie aus der Verschmelzung der königlichen Burguntertanen (*jobbagione castri*) mit den königlichen Dienern (*servientes*) die Klasse des kleinen und mittleren Adels hervorging.

Diese soziale Schicht konnte im ganzen ihre Selbständigkeit anfänglich nicht behaupten; zahlreiche wirtschaftlich schwache Edelleute verdingten sich als »familiales« bei mächtigen Territorialherren (Der Name kommt von »familia«, da die Betreffenden als zur Familie des Gutsherren gehörende freie Leute betrachtet wurden. Sie dienten u. a. als Gutsverwalter bzw. Rechtsvertreter ihrer Herren, oder sie mußten in seiner privaten Heerschar Militärdienst leisten). Der Verf. nennt diese Bindung eine Lebensbindung (S. 116), nach Meinung des Rezensenten unrichtigerweise, denn der »Familiaris« leistete nie einen Lehenseid seinem Herrn, und er stand mit ihm in einem Vertragsverhältnis, das meistens unter dem Druck des sozial und wirtschaftlich übermächtigen Herrn zustande kam. Gegen die unbotmäßigen Territorialherren waren die »jobbagiones castri« und die »servientes« die natürlichen Verbündeten des Königs, der sie sozusagen massenhaft adelte und ihnen, wo er nur konnte, die autonome Gebarung ihrer inneren Angelegenheiten ermöglichte; so entstand langsam das autonome Adelskomitat. Bereits aus dem Jahre 1232 ist uns ein Dokument überliefert, das den Beweis liefert, daß die »servientes« im Komitat Zala sich das Recht der Gerichtsbarkeit in ihren eigenen Angelegenheiten erworben hatten. In diesem Kapitel hebt der Verf. noch einmal die Wichtigkeit der wieder ins Land gerufenen Kumanen und der privilegierten Städte deutscher Siedlung als Verbündete des Königs hervor.

Im Gedankenkreis dieses Kapitels findet der Verf. noch Folgendes als besonders erwähnenswert: Die Rückbildung der Natural- bzw. Selbstversorgungswirtschaft, die noch im 12. Jh. in Ungarn vorherrschend war, und die stete Entwicklung der Warenproduktion bzw. der Geldwirtschaft erleichterten gewiß die von Béla IV. und seinen Nachfolgern geführte Politik. In diesem Belange ist die Privilegierung der sog. Hospes-Gemeinden interessant: Gemeinden von Einwanderern und die mit ihnen Gleichgestellten. So z. B. betrachtete König Béla in seinem Gesetz von 1251 auch die Juden als »hospites«.

Die moralische Krise, die die Häresie der »Flagellanten« in Ungarn verursachte, war nur vorübergehend. Eigentlich übten König Bélas Familienpolitik, seine Fehden mit den Babenbergern in Österreich und mit dem Böhmenkönig Ottokar, besonders aber die kriegerischen Auseinandersetzungen mit seinem ältesten Sohn István, den er schon um 1246 als siebenjähriges Kind zum König krönen ließ und ihm das »ius ducatus«, das Herzogsrecht, zugestand, eine größere Wirkung auf die Geschichte des Landes aus. Kaum war István aufgewachsen, entbrannte der Krieg zwischen Vater und Sohn und erst 1266 kam es zu einem endgültigen Friedensschluß. Die damit eingetretene allgemeine Ruhe erlaubte endlich dem König, 1267 auf Fürbitte der »servientes« ein ihre Rechte regelndes Dekret gemeinsam mit seinem Thronfolger István und seinem jüngeren Sohn Béla zu erlassen; es wiederholte größtenteils die Bestimmungen der Goldenen Bulle von 1222 und schrieb außerdem die Rückgabe der unrechtmäßig erworbenen Güter vor; für den Fall, daß seine Verfügungen vom König verletzt werden sollten, ermächtigte es in Übereinstimmung mit der Goldenen Bulle von 1231 den Erzbischof von Gran, ihn zu exkommunizieren.

Den schweren Schicksalsschlag, der König Béla mit dem frühzeitigen Tod seines gleichnamigen gehorsamen und deswegen besonders geliebten

Sohnes traf, überlebte er kaum ein Jahr. Es folgte sein Sohn als István V., der mit einer vornehmen Kumanin verheiratet war. Er zog eilends ins Feld gegen Ottokar von Böhmen, schloß aber bald Frieden. Eine Gruppe unter Führung des mächtigen Territorialherren Banus Joachim verübte danach eine Missetat des wahren Banditismus: sie raubte seinen zehnjährigen Sohn László. Trotz starken militärischen Aufgebotes gelang es dem König nicht, seinen Sohn zu befreien; er verstarb vor Kummer im 33. Lebensjahr. Die aufständische Oligarchengruppe setzte daraufhin seinen Sohn auf freien Fuß; er bestieg den Thron als László IV. unter der tatsächlichen Regentschaft seiner kumanischen Mutter Elisabeth.

Dieser interessanten und lehrreichen Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit der Könige Béla und Stefan, folgt das sechste Kapitel (»Die ständigen innerungarischen kriegerischen Konflikte während der Herrschaft von Ladislaus IV.«).

Der Verf. schildert ausgezeichnet diese unruhige Periode von 18 Jahren. Einführend verfolgt er die weitere Entwicklung des mittleren und kleinen Adels bzw. der Komitats selbstverwaltung; er hebt hervor, daß die Komitatsautonomie nur auf dem Papier stand, weil mächtige Territorialherren die meisten Komitate unter ihrem Joch hielten und das Land eigentlich in mehrere unbotmäßig beherrschte Provinzen zerfiel. Unter ihnen übte anfänglich der Banus Joachim den größten Einfluß aus; später tat sich besonders die Gruppe der Gutkelet-Köszei hervor. Die Gruppierungen der Feudalherren standen in ständiger Fehde miteinander, griffen auch manchmal eine königliche Heerschar an; 1274 raubten sie sogar den achtjährigen Bruder des Königs und hielten ihn eine gute Weile gefangen. Trotz der Wirren versuchte König Ladislaus außenpolitisch aktiv zu sein; so entstand 1277 das Bündnis zwischen Rudolf von Habsburg und Ladislaus gegen Ottokar von Böhmen. Doch König Ladislaus drohte wieder eine ernste Gefahr: Um ihn zu stürzen, riefen die Köszei, die widerspenstigen mächtigen Oligarchen, Herzog Andreas aus Venedig als Thronprätendent ins Land (Andreas war der Sohn des Herzogs István, eines in Deutschland nachgeborenen Sohnes der Königin Beatrice, der dritten Gemahlin von Andreas II.; dessen Vaterschaft war jedoch bestritten). Herzog Stefan ließ sich schließlich in Venedig nieder, wo er eine reiche Patrizierin, Tomasina Morosini, heiratete, die ihm einen Sohn, den späteren König Andreas III., gebar.

König Ladislaus widerstand jedoch den Köszei und im Frühjahr 1278 zwang er den Prätendenten, nach Venedig zurückzukehren. Nun konnte er Rudolf von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen Hilfe leisten. Die entscheidende Schlacht fand am 26. August 1278 bei Dürnkrut auf dem Marchfeld statt. Der Verf. hebt hervor, daß die leichte ungarische und kumanische Kavallerie wesentlich zum Sieg beigetragen hatten. Selbst nach der Schlacht von Dürnkrut blieben die inneren Verhältnisse Ungarns — wie es der Verf. richtig feststellt — trostlos. Außer den Territorialherren beherrschten noch »Banden« größere Landstriche. Der König versuchte gar nicht Ordnung zu schaffen; er führte ein zügelloses Leben, verließ seine Ehefrau und lebte mit seinen kumanischen Freundinnen zusammen. Als auch kirchliche Güter regelmäßig von Provinzoligarchen und kumanischen Banden ausgeraubt wurden, war das Maß für den Papst Nikolaus III. voll; er sandte Philipp, Bischof von Fermo, als seinen Legaten nach Ungarn, um Ordnung zu schaffen.

Dieser erreichte zunächst den Erlaß der zwei sogenannten »Kumanischen Gesetze«, die die Taufe der in ihrer Mehrzahl noch immer heidnischen Kumanen, die Unterbindung ihrer Wanderungen und ihre endgültige Ansiedlung regelten. 1279 berief der Päpstliche Legat dem Willen des Königs zum Trotz eine

Synode ein, um über die Beschwerden der Kirche zu beraten und den König zu einer christlichen Lebensführung zu bewegen. Über den Widerstand leistenden König sprach schließlich die Synode den kirchlichen Bann aus. Hierauf ließ Ladislaus den Legaten verhaften und den Kumanen ausliefern. Mehrere Territorialherren, die die Maßnahme des Königs mißbilligten, nahmen ihn gefangen und setzten ihn nur auf freien Fuß, nachdem die Kumanen ihrerseits dem Legaten die Freiheit wiedergegeben hatten. Der Verf. erwähnt außerdem, daß Ladislaus zur Stärkung seiner Hausmacht auch Tataren ins Land gerufen hatte; selbstverständlich war die Bestürzung der Bevölkerung groß. Schließlich wurde Ladislaus 1290 von seinen geliebten Kumanen ermordet.

Das siebente Kapitel (»Das letzte Goldzweiglein«), behandelt die Zeit von Andreas III., des letzten Königs aus der Dynastie Arpads (1290—1301), dem sein getreuer Palatin 1303 mit folgenden rührenden Worten nachtrauerte: »Die Kirchenfürsten, Barone, Edelleute und die Einwohnerschaft aller Stände Ungarns beweinten, wie Rachel, das dem Stamme, der Blüte, der Sippe des Heiligen Stefan, des ersten Ungarischen Königs, entsprossene letzte Goldzweiglein.«

Der Verf. stellt zunächst fest, daß Andreas III., einem gebildeten in Venedig erzogenen Mann, nur die Energie, nicht aber der gute Wille fehlte. Er versuchte sogleich die Oligarchen, die ihn eigentlich auf den Thron gebracht hatten, zu bändigen. Bereits 1290 berief er eine Landesversammlung und gelobte in einem Dekret die Freiheiten der Edelleute im Sinne der früheren Goldenen Bullen; er versprach auch die unter Ladislaus IV. unrechtmäßig verschenkten Güter zurückzunehmen und die großen Würdenträger des Landes nur im Einvernehmen mit dem Adel zu ernennen; er versuchte ebenfalls das Komitatswesen zu stärken, die Rechte der Kirche zu wahren und ihre willkürlich konfiszierten Güter zurückzugeben, sowie den mit der »familiaritas« getriebenen Mißbräuchen der »Barone« Einhaltung zu gebieten. Die meisten Bestimmungen des Dekrets konnte jedoch der König nicht durchführen und ebensowenig mochte er weitere Fehden und Verwüstungen verhindern. Zur Charakterisierung der Lage zitiert der Verf. aus der »Bildchronik«. 1298 versuchte der König wieder durch Einberufung einer Landesversammlung und nochmals durch ein Dekret den Bestimmungen von 1290 und danach wirkliche Durchschlagskraft zu verleihen; sein ehrliches Bemühen blieb erfolglos. Nichtsdestoweniger hätte der Verf. vielleicht erwähnen sollen, daß verschiedene Artikel des Gesetzes von 1298 im Staats-, Privat-, und Prozeßrecht später eine gewisse Bedeutung erlangten; insbesondere wäre über den Artikel XXIII kurz zu sprechen gewesen, der die ohne die Zustimmung seines rechtmäßig eingesetzten Rates erfolgten Güterverschenkungen und Würdenverleihungen des Königs als ungültig erklärte.

Wie der Verf. richtig feststellt, konspirierten die Anjous seit 1299 immer wirksamer gegen den König, um auf den ungarischen Thron zu gelangen; der gewählte Erzbischof von Gran, Gregor Bicskei, gewissermaßen vom Papst unterstützt, nahm offen Partei für sie; er mußte fliehen und die mächtigen rebellierenden Oligarchen Westungarns, die Köszezi, gaben ihm Zuflucht. Die Mutter des Königs, Tomasina Morosini, führte ein Heer erfolgreich gegen die Aufständischen, sein Onkel, ein reicher Patrizier Venedigs, kam nach Ungarn, um die Stellung seines königlichen Neffen zu stärken. Danach schien es Pietro de Bonanzo, Vertrauensmann und Botschafter des Königs in Italien, als ob die Mehrheit der Territorialherren doch zu Andreas hielt; dem war es leider nicht so und er kam mit dem mächtigen Oligarchen Oberungarns, Máté Csák, erfolglos in einen kriegerischen Konflikt.

So näherte sich das Jahr 1300 und der König hatte noch keinen Nachkommen von seiner zweiten Ehefrau Agnes, Tochter Alberts von Habsburg. Ein

Territorialpotentat, Banus Subić von Dalmatien, Anhänger der Anjou, trachtete den Ablauf der Ereignisse zu beschleunigen; er brachte den 12-jährigen Herzog Karl Robert von Anjou bei Spalato an die dalmatinische Küste; so betrat der jugendliche Thronprätendent ungarischen Boden. Die Militärmacht des Königs war zur Bezwingung des Banus Subić unzureichend. Um das Unglück voll zu machen, verstarb im Spätherbst Tomasina, seine geliebte Mutter und beste Stütze; im Ausland munkelte man, daß ein ungarischer Oligarch sie ermordet hätte. Der tiefgeprüfte König überlebte seine Mutter nur um einige Wochen. Er verschied am 14. Januar 1301 in der Burg von Ofen in seinem 35. Lebensjahr; Ausländer vermuteten, er wäre vergiftet worden.

Das letzte Kapitel (»Der Zustand der Kultur im Ungarn des 13. Jahrhunderts«) gibt einen kurzen, jedoch guten Überblick über die kulturellen bzw. Wohnungsverhältnisse der unteren und der herrschenden Klassen, der auch von reichen Stammesherrn gebauten Kirchen und Klöstern, z. B. der romanischen Kirche von Lébény (Transdanubien) (1213), der etwas später errichteten Kirchen von Jak (1256) usw. Die materielle Kultur der Vornehmen bzw. ihren Luxus veranschaulicht der Verf. u. a. indem er erwähnt, daß König Andeas II. seiner Tochter Elisabeth (der späteren Heiligen Elisabeth, Markgräfin von Thüringen) in ihrer Aussteuer auch eine silberne Wiege und eine silberne Badewanne schenkte.

Nach Charakterisierung der Chronisten Anonymus (um 1200) und Simon Kézai (um 1270—1290) hebt er im Rahmen der Besprechung der geistigen Kultur den niederen Stand der allgemeinen Schulbildung hervor und gedenkt der Besuche von Lehranstalten in Paris durch ungarische Studenten höheren Ranges. Die Verfügung von Béla III., der 1187 die obligatorische Schriftlichkeit für Staats- bzw. Rechtsakten einführte und kirchliche Stellen zu deren Ausfertigung ermächtigte, findet ebenfalls entsprechende Würdigung. Was die Literatur anbelangt, schrieb man bereits nicht nur lateinische Gedichte und Erzählungen; denn Anfang des Jahrhunderts entstand der erste auf uns überkommene zusammenhängende schriftliche Text in ungarischer Sprache: »Die Leichenpredigt über einen Toten«. Wiederum das erste vollständig erhaltene ungarische Gedicht stammt vom Ende des Jhs. Die Dichter und Schriftsteller waren noch ausschließlich Kirchenleute; erst das nächste Jh. brachte den Einzug der Laien in die Literatur.

Das Buch schließt mit einem kurzen »Ausblick«.

Der Verf. bezweckt eigentlich die sogenannten objektiven Gründe der Zersetzung des ungarischen Staates im 13. Jh. kurz zusammenzufassen. Er hebt zunächst die Machtfülle des Königs im 12. Jh. nach der Beschreibung des Bischofs Otto von Freising hervor, der anlässlich des zweiten Kreuzzuges 1147 auch am Hofe des Königs Géza II. eine Zeitlang verweilte. Den Hauptgrund des Schwindens der königlichen Macht sieht er in der massenhaften Verschwendung der Güter. Zur Zeit Ottos von Freising gehörte noch zwei Drittel des Landes dem König, Ende des 13. Jhs. jedoch den unbotmäßigen »Baronen«. Dank mehrerer Umstände wurde jedoch der Staat am Anfang des 14. Jhs. von einem vollständigen Zerfall bewahrt. Für das weitere Bestehen des Staatwesens wirkte sich das Ansetzen der Warenproduktion und der Geldwirtschaft positiv aus; Städte wurden gegründet, Märkte entstanden, der Handel fing an zu blühen. Die zunehmende Warenproduktion, die dadurch sich verbreitende Geldwirtschaft, sowie die fast ununterbrochene Verminderung seiner Güter erlaubten dem König nicht mehr, den Staatshaushalt auf sein eigenes Gutvermögen zu gründen; er mußte danach trachten, Steuern, Zölle, Taxen einzutreiben. Diese sogenannte Regalienwirtschaft versuchte bereits Andreas II.

einzuführen; es gelang ihm aber nicht, vorwiegend wegen der wenig entwickelten Wirtschaftsstruktur des Landes. Schließlich brauchte das Land einen energischen König, um die zeitgemäßen Wirtschaftsreformen durchzuführen und die Macht der Oligarchen zu brechen. Dieser König war Karl Robert von Anjou, der endlich 1308 den Thron bestieg. Mit ihm begann — wie sich der Verf. ausdrückt — eine neue Epoche des ungarischen Feudalstaates, die Epoche der Anjou.

Ein unvollständiger Literaturnachweis und eine gute chronologische Übersicht ergänzen den Text, der außerdem mit interessanten Abbildungen geschmückt ist.

Der Rezensent hat diese ausgezeichnete Studie ausführlich besprochen; nichtsdestoweniger mußte er interessante Einzelheiten unerwähnt lassen. Trotzdem hofft er, daß es ihm gelungen ist, zu zeigen, wie ein Nicht-Marxist ein wertvolles historisches Werk marxistischer Prägung zu schätzen und zu empfehlen weiß, das ein so treues historisch-politisches, wirtschaftlich-soziales und auch kulturelles Bild vom Ungarn des 13. Jhs. teilweise auf Grund veröffentlichter Bücher, teilweise aber auch auf Grund von nur schwer zugänglichen Dokumenten, gibt.

Anton Radvánszky

Paris

D ü m m e r t h , D e z s ö : *Az Anjou-Ház nyomában* [Auf den Spuren des Hauses Anjou]. Budapest: Panoráma 1982. 542 S., 8 Taf., 1 Faltaf.

Der Verf. ist als Historiker recht vielseitig. In den letzten Jahren scheint ihn das Mittelalter gefesselt zu haben, aber auch auf diesem Gebiet kann er mit seiner ungewöhnlichen Betrachtungsweise und der literarischen Gestaltung des Stoffes angenehm überraschen. Das vorliegende Buch bezeichnet er im kurzen Vorwort als historischen Essay, eine Gattungsbestimmung, die er auch für sein vorangehendes Werk über die Arpaden gelten läßt. Die Parallelität der Titel, »Auf den Spuren der Arpaden« bzw. »des Hauses Anjou«, legt die Vermutung nahe, daß der überraschende Publikumerfolg des ersten Buches das zweite angeregt hat. Im Arpadenbuch hat der Verf. solche — vornehmlich geistige — Aspekte der Vergangenheit beleuchtet, die in der ungarischen Historiographie der Nachkriegszeit tabu waren oder wofür die offizielle Geschichtsforschung mehr oder weniger blind war. Auch dem neuen Buch liegt die den meisten Marxisten fremde Vorstellung zugrunde, daß der Lauf der geschichtlichen Ereignisse von Menschen als Persönlichkeiten entscheidend mitbestimmt wird. Auch hier wird das Schicksal einer Familie dargestellt, allerdings nicht in allen Einzelheiten, sondern vielmehr psychologisch und in Verbindung mit den geistigen Strömungen und der ganzen Kulturatmosphäre der Zeit erläutert. Dabei kommt die kunsthistorische Schulung des Verfassers deutlich zur Geltung.

Familienschicksal und Kulturatmosphäre einer Epoche — zwei große Themen, die zwei große Namen heraufbeschwören: Leopold Szondi und Johan Huizinga. Szondis »Schicksalanalyse« hat Michael de Ferdinandy zur Deutung historischer Phänomene schon öfters herangezogen (siehe seine Studie *Ahnen und Schicksal. Geschichtsforschung und Genotropismus*. München 1955). Huizingas *Herbst des Mittelalters* bleibt das unerreichbare Vorbild aller Histo-

riker, die eine Epoche in ihrer menschlichen Lebendigkeit erfassen und darstellen möchten. Keiner dieser Namen erscheint im umfangreichen bibliographischen Anhang des Werkes, wohl weil sie das Anjou-Thema unmittelbar nie behandelt haben. Sicherlich hätte der Verf. von ihnen nützliche Anregungen erhalten können. Dümmerth drängt nicht so systematisch in die Vererbungsprobleme der Anjou ein wie Ferdinandy mit den Arpaden, Ottonen, spanischen Habsburgern u. a. es getan hat, und er vermag die Kunst in seine Darstellung nicht so meisterhaft integrieren, wie es Huizinga gelang. Trotzdem erweist sich das Buch als sehr instruktiv und zeichnet von den Menschen ein anschauliches und überzeugendes Bild, so daß man den moralischen Wertungen des Verfassers zustimmen muß. Der Ungarnkönig Ludwig I., den die marxistische Geschichtsschreibung deutlich abgewertet und ihm seinen traditionellen Beinamen »der Große« entzogen hat, wird weitgehend rehabilitiert.

Einige Einzelheiten bedürfen einer Korrektur, z. B. S. 355: Durazzo heißt heute nicht Dubrovnik (=Ragusa), sondern Durrës. S. 371: Die hl. Elisabeth stand zwar dem hl. Franziskus von Assisi und den Minoriten sehr nahe, war jedoch nie Tertianerin (siehe den Katalog der Marburger Ausstellung *Sankt Elisabeth — Fürstin — Dienerin — Heilige*. 1981). Auf S. 420—421 wird der Beiname »der Große« von König Ludwig I. behandelt. Dem Verf. ist der früheste Beleg entgangen: Schon Lorenzo de Monaci hat in seinem »Carmen de Carolo Parvo« den König »grandis Ludovicus gloria regum Hungariae« genannt. S. 446: Die Bilderchronik wurde 1358 begonnen, ihre Erzählung reicht jedoch nur bis 1330. S. 456: Die These, die Einwohner der ersten ungarischen Bischofssitze in Transdanubien seien Romanen, Nachkommen der spätantiken Bevölkerung Pannoniens, gewesen, erwies sich längst als unhaltbar. S. 457: Es scheint uns fraglich, ob König Ludwig auch französisch sprach. Sein Biograph Johannes Küküllei erwähnt nur Ungarisch, Deutsch, Lateinisch und Italienisch. S. 476: Die Ungarische Kapelle von Aachen wurde nicht erst 1370 gegründet; schon 1367 erhielt sie eine reiche Ausstattung als Geschenk des Königs.

Alles in allem: Dümmerths neues Buch ist eine gelungene Nachfolge seines Bestsellers über die Arpaden: gründlich, informativ, fesselnd geschrieben. Der Rezensent kann sich jedoch des Gefühls nicht erwehren, daß manches, was im Arpaden-Buch einer inneren Verbundenheit mit dem Thema entsprang, hier als gekonnte Meisterleistung des routinierten Historikers erscheint.

Thomas von Bogyay

München

Művészeti I. Lajos király korában 1342—1382. Katalógus. [Die Kunst in der Zeit König Ludwigs I. Katalog]. Szerk.: Marosi Ernő, Tóth Melinda, Varga Livia. Budapest: MTA Művészettörténeti Kutató Csoport 1982. 399 S., 80 Taf.

Aus Anlaß des 600. Todestages von König Ludwig I., einem der größten Herrscher der ungarischen Geschichte, der dem Neapolitanischen Hause der Anjou entstammte und der der einzige war, den die früheren Geschichtsschreiber mit dem Beinamen »der Große« auszeichneten, wurde in Székesfehérvár im König-Stefan-Museum eine groß angelegte Ausstellung unter dem Titel »Die Kunst während der Regierungszeit Ludwigs I. 1342—1382« veranstaltet. Sie

dauerte von September 1982 bis März 1983. Der Katalog, der von der Forschungsgruppe für Kunstgeschichte der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zusammengestellt wurde und den Stoff der Ausstellung in 400 S. und 80 Bildtafeln darstellt, ist umfangreicher als die üblichen Ausstellungsführer. Er umfaßt nicht nur die Beschreibung der einzelnen Exponate, sondern stellt sie über die kunstgeschichtlichen Aspekte hinaus im Zusammenhang mit politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Geschehnissen der betreffenden Zeit nach den neuesten Erkenntnissen dar.

Im ersten Teil finden wir vier Übersichtsstudien.

Die Studie von András Kubinyi (»König Ludwig I. und seine Zeit«) regt in manchen Punkten zur Diskussion an. Sie revidiert die Position des großen Königs in der Geschichte bzw. versucht sie zurechtzurücken, da sie die früheren »nationalistischen« Geschichtsschreiber zu sehr glorifizierten, während sie die heimischen ungarischen marxistischen Historiker wiederum (Erik Molnár, György Székely) mit entgegengesetztem Vorzeichen ins falsche Licht rückten.

Die drei anderen Studien diskutieren die Probleme der Kunst in jener Zeit in folgender Reihenfolge: Dezső Dercsényi (»Die Zeit Ludwigs I. in der ungarischen Kunstgeschichtsschreibung«); Ernő Marosi, der zur Erstellung des Katalogs am meisten beisteuerte (»Die Hofkunst im Ungarn des 14. Jhs. und Mitteleuropa«); György Rózsa (»König Ludwig I. in der Kunst«).

Der Katalog greift entsprechend dem Aufbau der Ausstellung vier große Themenkreise auf: Die Kunst am Hofe Ludwigs I. (Goldschmiedekunst, Buchmalerei, Siegel, Münzen etc.); die Anjou-Grabkapellen in Székesfehérvár (das Grabmal Ludwigs I. und seine kunstgeschichtliche Stellung); Zentren des königlichen Hofes und seiner Kunst (Óbuda, Buda-Visegrád, Diósgyőr); Künstlerische Kultur in der Zeit Ludwigs I. (Baukunst, Bildhauerkunst, Wandmalerei, Wappen, Keramik etc.).

Es ist schade, daß die Ausstellung nur im ungarischen Raum verblieb; so konnte man gerade die schönsten und wertvollsten Stücke — z. B. die aus Anjou-Zeit stammenden Goldschmiedearbeiten — nur in der Reproduktion anhand von Fotografien kennenlernen. Weiter bedauern wir, daß die in jeder Hinsicht bedeutungsvolle, die Ergebnisse der ungarischen Kunstgeschichtsschreibung zusammenfassende Ausgabe, die die künstlerische Kultur einer glanzvollen Periode der ungarischen Geschichte vielseitig präsentiert, auf minderwertigem Papier erschien und auch hinsichtlich der Drucktechnik einiges zu wünschen übrig läßt. Vor allem sollte heutzutage eine Ausgabe, die kunstgeschichtlichen Charakter aufweist, die wichtigsten Kunstgegenstände farbig wiedergeben. Darüber hinaus entspricht bei dieser Ausgabe ein Teil der Schwarzweiß-Bilder keinesfalls den üblichen Anforderungen.

Der Gebrauch des Katalogs wäre erleichtert, wenn in der Beschreibung der ausgestellten Stücke ein Hinweis zu finden wäre, ob von diesem Gegenstand eine bildliche Darstellung existiert und wenn ja, auf welcher Tafel und unter welcher Nummer. Es ist nicht immer leicht, sich bei der Nummerierung der Bilder zurecht zu finden. Ein Beispiel sei gegeben: Zwei identische Kerzenträger aus Aachen sind jeder für sich jeweils abgebildet — dies scheint überflüssig, da sie vollkommen gleich sind. Sie führen dieselbe Nummer, so daß zwei Abbildungen mit der Nummer 11 existieren, während die Abbildung Nr. 12 fehlt. Somit fehlt einer der wichtigsten Kunstgegenstände, nämlich das gleichfalls aus Aachen stammende Reliquiar des hl. König Stefan. Ein weiteres kleines Ärgernis: warum hat das dicke Buch keinen Aufdruck auf dem Buchrücken und warum fehlt vorne das Blatt, das sog. »Vakat«?

Die erwähnten Mängel in der Ausführung berühren freilich nicht die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit der Verf.; mit ihrer Erwähnung sollen vielmehr Bedeutung und Wert der Arbeit betont werden.

József Szamosi

München

Die geistlichen Ritterorden Europas. Hrsg. v. Josef Fleckenstein und Manfred Hellmann. Sigmaringen: Thorbecke 1980. 429 S. = Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte. Vorträge und Forschungen 26.

Der Band besteht aus 19 Aufsätzen, die den geistlichen Ritterorden gewidmet sind und zeitlich wie räumlich ein breites Spektrum einschließen, nämlich das Gebiet zwischen England und Siebenbürgen, Preußen und dem Heiligen Land vom 11. bis zum 16. Jh. Das hohe wissenschaftliche Niveau der Beiträge überzeugt noch einmal mehr von der überragenden Qualität des Konstanzer Arbeitskreises für Mediävistik. Drei Aufsätze sind dem Templerorden gewidmet, vier den Orden im Heiligen Land und »outré-mer«, acht dem Deutschen Orden und den »Milites Christi« de Prussia, was den Akzent auf die Wirkung des deutschen Rittertums setzt. Seitenmäßig wurde diesem mehr als die Hälfte des Buches zugedacht.

In seinem Beitrag »Der Deutsche Ritterorden in Siebenbürgen« (S. 267—298) versucht Harald Zimmermann anhand einer neuerlichen, sehr kritischen Quellenauslegung sowie auch der gesamten, beträchtlichen Literatur zum Thema, die Frage nach den Gründen des Königs Andreas II. für die Vertreibung des Ordens (1225) aus Siebenbürgen neu zu formulieren. Obzwar diese Frage mangels Quellen nicht endgültig beantwortet werden kann, so scheint es dem Verf. doch sehr wahrscheinlich, daß einerseits die Emanzipationsversuche der Ritter (die sich dem Papst allein unterstellen wollten), andererseits auch die Klagen des Weißenburger Bischofs (betreffend den religiösen Status des Ordens) zur Vertreibung durch den ungarischen König geführt hätten. Ein zweites Problem kreist um die Echtheit des königlichen Diploms von 1222. Die von manchen Historikern angenommene Fälschung weist der Verf. aufgrund einer überzeugenden Quellenanalyse zurück. Dieser Aufsatz darf als ein Standardwerk angesehen werden, zumal er auch eine glanzvolle Demonstration des Umgangs mit den Quellen bietet.

Der Band schließt mit einem Aufsatz von Heinrich Koller, »Der St.-Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III.« (S. 417—429), als spätes Beispiel einer bereits überholten Gesellschaftsform. Der Orden wurde am 1. Januar 1469 in Rom vom Kaiser und dem Papst Paul II. ins Leben gerufen. Sein Ziel war der Türkenkampf, insbesondere in Kärnten, wo auch sein Hauptsitz war (Millstadt). Der Orden »gedieh« aber nicht und konnte auch die vom Kaiser in ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen. Versuche seiner Wiederbelebung durch den Erlaß neuer Statuten (Kaiser Maximilian I., 1494) nützten wenig; 1598 wurde der St.-Georgs-Orden endgültig aufgelöst.

Im 15. Jh. versuchten die Habsburger wiederholt, neue Ritterorden zu gründen, so den vor allem auf die ungarischen Magnaten als Interessengruppe zielenden Drachenorden (1408 gegr., 1439 mit dem sechs Jahre davor begründeten Adlerorden als Habsburgische Hausorden zusammengeschlossen).

Trotz eines kaum nennenswerten Erfolgs bewertet der Verf. diese Bemühungen des Hauses Habsburg dennoch als Beweis dafür, daß im 15. Jh. das ritterliche Ideal durchaus noch lebendig war.

Cornelius R. Zach

München

Csapodi, Csaba: *A Janus Pannonius Szöveggyűjtemény* [Die Textübertragung von Janus Pannonius]. Budapest: Akad. Kiadó 1981. 108 S. = Humanizmus és Reformáció 10.

Janus Pannonius (Johann Czezmicei oder Keniczei, 1434—1472) war der größte ungarische lateinisch-humanistische Poet der Renaissance und er gilt bis heute als einer der hervorragenden Meister der neolateinischen Dichtkunst. Sein Oheim Johann Vitéz, der spätere Erzbischof von Gran (Esztergom), schickte ihn noch als Kind nach Italien. Sieben Jahre lang war er Schüler des berühmten Humanisten Guarino Veronese in Ferrara; von dort begab er sich nach Padua zum Studium des Kirchenrechts. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er noch als junger Mann zum Bischof von Fünfkirchen (Pécs) ernannt; er spielte dann eine wichtige Rolle in der königlichen Staatskanzlei. Unglücklicherweise verstrickte er sich gemeinsam mit Johann Vitéz in eine Verschwörung gegen König Matthias Corvinus und mußte fliehen. Er starb auf der Flucht nicht weit von Zagreb.

Janus Pannonius war vorwiegend Meister des satyrischen Epigrammes; er schrieb auch zahlreiche Elegien und einige epische Lobgesänge.

Das Buch von Csaba Csapodi gliedert sich in folgende Hauptkapitel:

1. Die Janus-Manuskripte und deren Frühausgaben. 2. Übersicht über die überlieferten Texte nach Dichtungsarten, d. h. längere Lobgedichte (Panegyriken) etc., Elegien, Epigramme, Übersetzungen in Prosa. 3. Der erste Kodex von Sevilla. 4. Der zweite Kodex von Sevilla. Beschreibung des Kodex und seine Bedeutung; die Elegie an Marsilius Ficinus. 5. Das Schlußergebnis der Textüberlieferungen enthält die tabellarische Übersicht der Elegienmanuskripte, der Elegienausgaben aus dem 15. bis 16. Jh. und der Epigrammsammlungen. 6. »Die Briefe des Janus Pannonius« (S. 67—88). Hier geht es um die Kodices von Hédervár, von Gran und von Sevilla II, die seine Briefe enthalten; außerdem um die Sammlung seiner Briefe von Pray und mit den drei Reden, die in den Kodices von Hédervár und Sevilla II zu finden sind. Eine tabellarische Übersicht der Briefkollektionen beendet dieses Kapitel.

In einem kurzen Anhang werden die verschiedenen Namen von Janus Pannonius besprochen.

Das Werk ist für Wissenschaftler verfaßt. In den Erörterungen nehmen der Kodex I von Sevilla, den 1968 der Universitätsprofessor Josef Hamm aus Wien, und der Kodex II von Sevilla, den der Autor selbst anlässlich einer 1974 unternommenen Studienreise in Spanien entdeckt hat, einen gewichtigen Platz ein. Acht Abbildungen aus dem Kodex II von Sevilla schmücken das sorgfältig verfaßte Werk.

Anton Radvánszky

Paris

Grieger, Rudolf: *Filipecz Johann Bischof von Wardein. Diplomat der Könige Matthias und Wladislaw*. München: Trofenik 1982. 535 S. = *Studia Hungarica* 20.

Biographien bedeutender ungarischer Persönlichkeiten des Mittelalters bleiben bis heute rar. Hoffnung erweckende Versuche wie die Ende des vergangenen Jahrhunderts unter dem Titel *Magyar Történelmi Életrajzok* [Ungarische Historische Lebensbilder] erschienenen Arbeiten von Sándor Szilágyi fanden leider keine Fortsetzung. Denn weder in der Zwischenkriegszeit noch von der heutigen Geschichtsschreibung wurde dieses Projekt weitergeführt, obwohl es ein unentbehrliches Nachschlagewerk sein könnte und zwar nicht nur für die ungarische sondern auch für die gesamte mittel- und ostmitteleuropäische Geschichtsschreibung.

Die ungarische Geschichte verband sich zu jeder Zeit mit derjenigen ihrer Nachbarn. Die Fäden dieser Verflechtung sind manchmal stärker, manchmal schwächer, sie sind aber in jeder Epoche erfaßbar. So kann die ungarische, tschechische, polnische und nicht zuletzt auch die österreichische sowie die deutsche Geschichtsschreibung dem Historiker Rudolf Grieger aufrichtigen Dank dafür aussprechen, daß er sich mit dem aufschlußreichen Lebenslauf des Johann Filipecz, Bischof von Várad (Wardein), auseinandergesetzt hat. Diese Persönlichkeit hatte in der Geschichte Ungarns, Böhmens und Schlesiens, sowie in derjenigen der Habsburger und der Jagiellonen als Diplomat Matthias Hunyadis eine wichtige Rolle gespielt. Johann Filipecz war zuerst als Bischof von Várad und nach 1486 als Kanzler maßgeblich an der Verwirklichung der Pläne seines Königs beteiligt. Er stand in den letzten zehn Jahren von Matthias Hunyadis Herrschaft in dessen Dienst und durchlief dabei eine der glänzendsten Karrieren seiner Zeit.

Johann Filipecz ist aller Wahrscheinlichkeit nach 1431 in Prossnitz (heute: Prostějov) in Mähren als Sohn einer deutsch-katholischen Bürgerfamilie geboren. Er hatte keine Universitätsbildung. Die nötigen Kenntnisse wie die Sprachkenntnisse in Latein erwarb er sich in der städtischen Schule. Die Karriere von Johann Filipecz nahm ihren Anfang, als König Matthias nach der Eroberung von Olmütz 4. Juli 1468 auf ihn aufmerksam wurde. Der König empfahl den bis dahin auf der Seite von Georg Podiebrad kämpfenden Notar dem böhmischen Statthalter Miklós Csupor, welcher kurz zuvor seine Amtswürde vom König erhalten hatte. Csupor diente er bis 1472. Noch im Sommer dieses Jahres wechselte er nach Buda zur königlichen Kanzlei über.

Es war meines Ermessens kein Zufall, daß Filipecz gerade zu diesem Zeitpunkt in der Kanzlei angestellt wurde. Denn kurz zuvor (1471) hatten sich die treuesten Anhänger des Matthias und der Familie Hunyadi gegen ihren König aufgelehnt; sie waren mit der — große finanzielle Opfer fordern — Expansion nach Westen nicht einverstanden. Unter den Rebellen befanden sich auch der Kanzler János Vitéz sowie der Dichter und königliche Schatzmeister Janus Pannonius. Mit ihnen fielen mehrere Kanzleibeamte und ausländische Diplomaten für mehr oder weniger lange Zeit in Ungnade. Der König brauchte somit dringend neue Diplomaten und daher konnte sich Johann Filipecz, der gut deutsch und tschechisch sprach, in kürzester Zeit dessen Vertrauen erwerben. 1475 wurde er nach Breslau, 1476 nach Budweis gesandt, worauf er wegen seiner Dienste zum Bischof von Várad ernannt wurde. Welch hohes Vertrauen der König in ihn setzte, wird am besten durch die Tatsache bewiesen, daß Filipecz an der Spitze der Gesandtschaft stand, welche Königin Beatrix aus Neapel nach Ungarn geleitete. Nach der Flucht

des Kanzlers Beckensloer und des Erzbischofs von Esztergom (Gran) fielen ihm 1476 fast alle wichtigen Aufgaben zu. So führte er die Verhandlungen mit Kaiser Friedrich, die zum Gmündener Frieden führen sollten, und er war auch am 1. Dezember 1477 bei der Ratifizierung anwesend. Als Verhandlungsführer trat er auch bei den Vorbesprechungen des — mit Wladislaus vereinbarten — Olmützer Friedens (28. März 1478) auf, welche schließlich zum Treffen der beiden Könige geführt hatten.

Im Zeitraum von 1479—1481 war Filipecz als Statthalter Schlesiens und der Lausitz tätig. Während dieser Zeit versuchte er u. a. die durch die Erbschaft des Herzogtums von Glogau entstandenen Streitigkeiten zu beseitigen.

Im Frühjahr 1481 kehrte er nach Buda zurück. Matthias ernannte ihn an Stelle des verstorbenen Protas von Boskowitz zum Olmützer Bischof, wozu aber der Papst nicht die Zustimmung gab. Matthias ließ 1478 den Erzbischof von Kalocsa, Péter Váradi, von der Spitze der Kanzlei entfernen und in die sogenannte Árva-Burg in Szepes (Zips) einsperren. Infolgedessen war das wichtigste staatliche Amt, das des Kanzlers, zwei Jahre lang unbesetzt. Im Sommer 1486 wurde Filipecz mit dem größten Vertrauen des Königs ausgezeichnet und zum Kanzler ernannt. In dieser Eigenschaft reiste er im Herbst 1487 an der Spitze einer glanzvollen Gesandtschaft nach Frankreich, um zwischen Karl VIII. und Matthias eine habsburgfeindliche Koalition zu errichten. Nicht zuletzt ging es aber auch darum, die Vermittlung des französischen Königs dafür zu erbitten, daß der türkische Thronfolger Dschem, der sich zu jener Zeit in der Gefangenschaft der Johanniter befand, nach Ungarn kommen könne. Auf dem Heimweg schloß Filipecz am 25. Nov. 1487 die Ehe zwischen Bianca Sforza und János Corvin, dem leiblichen Sohn von König Matthias. Der letzte wichtige Auftrag im Dienste von Matthias war die Vorbereitung der im Herbst 1489 in Linz abgehaltenen Verhandlungen zwischen Maximilian von Habsburg und dem ungarischen König.

Matthias Hunyadi tat in den letzten Jahren seines Lebens alles, um seinen von der Bürgerin Barbara Edelspeck geborenen Sohn János Corvin als rechtmäßigen Erben anerkennen zu lassen. Er hoffte, daß »die schwarze Schar« und die von ihm erhobenen Oligarchen genügend Macht haben würden, seinen letzten Willen zu verwirklichen. Matthias hegte die Hoffnung, daß István Zápolya, István Báthory, Pál Kinizsi und Johann Filipecz ihr Wort halten würden und János Corvin sogar gegen den Willen der Königin und der ungarischen Stände zum König krönen konnten. Dies trat jedoch nicht ein. Filipecz war nicht der erste, der dem Willen des Königs nach dessen Tode (6. April 1490) untreu wurde. Hätte er etwas anderes tun können? Auf der Ständeversammlung, wo der neue König gewählt werden mußte, verzichtete János Corvin selbst auf seinen Anspruch. Erst danach reiste Filipecz nach Wien, zu István Zápolya, dem Statthalter in Österreich, um ihn zu informieren, daß die ungarischen Stände bereit wären, Wladislaw als König anzuerkennen. Zápolya stand zu dieser Zeit bereits mit den Anhängern des böhmischen Königs in Kontakt. Somit waren der Verzicht von János Corvin und der Entschluß von Zápolya der hinreichende Grund dafür, daß die Ständeversammlung am 15. Juli 1490 Wladislaw zum König wählte. Filipecz fiel nur die Vermittlerrolle zu. Nach der Krönung gab er sein Amt auf und zog sich ins Kloster von Jauer zurück. 1506 kehrte er zurück und spielte bei den Verhandlungen zwischen den Jagiellonen und den Habsburgern wieder eine Rolle. Er starb 1509 auf einer Verhandlungsreise in Ungarisch-Hradschin (heute: Uherské Hradisté). Seine Überreste liegen im dortigen Franziskanerkloster begraben.

Rudolf Griegers Buch stellt indes wesentlich mehr dar als nur eine Biographie. Denn es ist zugleich eine ausgezeichnete Monographie über das Reich des Matthias Hunyadi, über die militärischen bzw. außenpolitischen Erfolge jenes Renaissanceherrschers und über den schließlichen Verfall seines Reiches.

János Hóvári

Budapest

16.—18. JAHRHUNDERT

Szakály Ferenc: *Magyar adóztatás a török hódoltságban* [Ungarisches Steuerwesen im türkischen Herrschaftsgebiet]. Budapest: Akad. Kiadó 1981. 485 S.

Nach der Einnahme Ofens 1541 und der anschließenden Eroberung des mittleren Teils von Ungarn hat die Pforte das neuerworbene Gebiet ohne jegliche Sonderstellung in das Osmanische Reich eingegliedert. In administrativer Hinsicht wurde die territoriale Wilajetorganisation und in wirtschaftlicher das Timarsystem eingeführt: Die durch den osmanischen Fiskus konfiszierte gesamte Bodenfläche wurde größtenteils in Form von Präbenden Pfründern zur Nutznießung zugewiesen. Das gesamte Abgabenaufkommen der Landwirtschaft sollte somit den Bedürfnissen der osmanischen Staatsmacht zugute kommen.

Es kam jedoch anders. Die ungarischen Grundbesitzer und auch ihr Rumpfstaat, das den Habsburgern zugefallene Königliche Ungarn, dachten nicht daran, sich mit diesem furchtbaren Fiasko abzufinden. Sie betrachteten die türkische¹ Botmäßigkeit — und diese anderthalb Jahrhunderte lang — als etwas Ephemerer und hörten nicht auf, ihre (nach eigener Auffassung nach wie vor bestehenden) Rechte auf die Leistungen ihrer Untergebenen Geltung zu verschaffen. So war der ungarische Bauer — im unmittelbaren Sinn des Wortes — gezwungen, eine doppelte Abgabenlast zu tragen.

Während wir nun über die türkische Besteuerung der ungarischen Landwirtschaft dank der emsigen Forschungstätigkeit der ungarischen Osmanisten schon heute recht gut informiert sind², wendet sich Szakály dem Pendant, d. h. der von Seiten der Ungarn erfolgten Besteuerung der unter türkische Botmäßigkeit lebenden ungarischen Bauern, monographisch erstmalig zu.

Szakály, ein hoffnungsvolles Mitglied der jüngeren ungarischen Historikergeneration, ist wissenschaftlicher Hauptmitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Er hat sich mit einer populärwissenschaftlichen Monographie über die Schlacht von Mohács 1526³, die indes durch abwägende Schichtung und Neubewertung der Fakten ihren Rahmen sprengt, einen Namen gemacht.

¹ In dieser Besprechung stehen die Bezeichnungen Türken, türkisch — der Handhabung der ungarischen historischen Literatur entsprechend — häufig statt der genaueren Begriffe Osmanen, osmanisch bzw. osmanische Türken.

² Es handelt sich freilich erst um Detailluntersuchungen.

³ Szakály Ferenc: *A mohácsi csata* [Die Schlacht von Mohács]. Budapest 1975; zweite unveränderte Ausgabe 1977.